

Nr. 136. Bromberg, den 17. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(18. Fortsetzung.)

„Sind Sie müde oder was sonst?“ fragte er schließlich etwas mürrisch. „Ich habe Ihnen doch alles deutlich genug erklärt? Sie zweifeln doch nicht, daß dabei Geld für uns herausschaut?“

„Es sollte der Fall sein“, gab sie zu, „und doch —“

„Und doch, was?“

„Ich habe Mr. Deane vorher gesehen“, sagte sie zögernd. „Ich habe mit ihm ein oder zweimal gesprochen. Wenn ich denke, daß es auf irgendeine Weise zu einem Kampf zwischen Ihnen und ihm kommen kann —“ Er unterbrach sie mit einem unverschämten Lachen. „Sie glauben, daß ich nicht imstande bin, gegen ihn aufzukommen? Gut, das werden Sie sehen. Es macht viel aus, auf welcher Seite das Recht ist, wissen Sie.“ „Sie haben ja die Urkunde nicht“, erinnerte sie ihn.

„Ich brauche sie nicht“, antwortete er. „Ich fürchte mich nicht vor Stirling Deane. Ich kenne ihn eine Reihe von Jahren und er kennt mich. Wir stehen uns jetzt im Kampfe gegenüber, und Sie können sich seine Möglichkeiten vorstellen; aber ich sage Ihnen, ich bin geschützt und er nicht. Er kämpft ins Leere. Ich halte ihn fest, sage ich Ihnen — ich halte ihn!“

Sie schloß die Augen. Dies war nicht der Weg, auf dem sie gehofft hatte, zu ihrem Vermögen zu kommen. In ihrem Innersten glaubte sie nicht ein Wort von dem, was er sagte. Deane war ein starker Mann. Hefferom war nichts wie ein Renommist und feige, begann sie zu bemerken. Wenn es zu einem Zweikampf zwischen den beiden kam, würde Hefferom unterliegen.

Bei der King's Croß Station trennten sie sich. Hefferom nahm etwas unwillig seine Entlassung an und verließ sie, indem er ihr die Hälfte ihres Geldes gab.

„Sie können gehen, wohin Sie wollen“, sagte sie. „Sie können zu Mrs. Toweley zurückkommen, wenn Sie wollen, aber ich sage Ihnen aufrichtig, ich glaube, daß es besser ist, wenn wir jeder für uns sind.“

„Ich sehe nicht ein, warum“, murmelte er.

„Aus dem einen Grunde, daß man uns für Abenteurer halten kann“, sagte sie. „Ich weiß nicht viel von Gesetzen, aber es scheint mir, Sie werden in ihre Krallen kommen, wenn Ihre Verhandlungen mit Mr. Deane beginnen werden.“

„Ich kann auf mich selber acht geben,“ antwortete er barsch, „soll ich Sie zu der alten Frau begleiten?“

„Nein!“ antwortete sie. „Ich will lieber allein gehen.“

„Dann kommen Sie in den Erfrischungsraum und trinken wir etwas, nur um miteinander auf „Gut Glück“ anzustoßen“, bat er.

Sie ging mit ihm und trank eine Tasse Kaffee. Er nahm zwei Liköre und wollte noch mehr bestellen, aber sie zog ihn energisch fort.

„Bedenken Sie,“ sagte Ruby, „daß ich nichts mehr zum Verpfänden habe. Diese paar Schillinge sind alles, was wir besitzen; wenn Mr. Deane ein paar Tage nicht zurückkehrt, müssen wir fort von hier.“

„Deane wird zurückkommen“, sagte er mit einem herausfordernden Lachen. „Ich ließ ihm heute seinen Willen, aber er weiß, wie er daran ist. Denken Sie an meine Worte: er wird morgen früh in seinem Bureau sein und er wird mich dort erwarten.“

Kapitel VIII

Ein kühner Schritt

Hefferom war zu optimistisch. Es dauerte drei Tage, bis er Stirling Deane sprechen konnte. Während dieser drei Tage hatte er von wenigen Schillingen gelebt, die er hauptsächlich für Getränke ausgegeben hatte. Als er zu Deane ins Bureau kam, sah er unordentlich und liederlich aus. Sein Bestreben, ruhig zu erscheinen, schien beinahe spaßhaft.

„Ein kleiner Unterschied zwischen hier und Newey Valley“, bemerkte er, während er sich, ohne Aufforderung abzuwarten, niedersetzte. „Es ist Ihnen recht gut gegangen, eh, Deane? Elegante Bureaus haben Sie und das Geld merkt man von allen Seiten. Das erinnert mich übrigens an den Grund meines Kommens.“

„Geld, nicht wahr?“ fragte Deane.

„Ich weiß nicht, von welchem Standpunkte Sie es betrachten, aber es ist etwas, was Sie mir schulden, was mir gebührt. Ich will Ihnen sagen, daß ich sowohl Miß Sinclair vertrete als auch mich selbst.“

„Richard Sinclairs Nichte?“ fragte Deane.

„Ja, das ist sie. Sie ist die Erbin von allem, was der Mann hatte, und ich war sein Teilhaber bei dem Little-Anne-Goldbergwerk.“

„Wobei?“ fragte Deane.

„Bei dem Little-Anne-Goldbergwerk“, wiederholte Hefferom deutlich.

Deane lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Ich muß Sie bitten, dies zu erklären“, sagte er. „Das Little-Anne-Goldbergwerk gehört dem Syndikat, dessen Direktor ich bin.“

„Das ist alles sehr schön, um zu bluffen,“ antwortete Hefferom, „aber Sie haben sich Sinclairs etwas zu leicht entledigt.“

„Entledigt?“

„Oh! ich meine nicht jetzt zum Schluß“, unterbrach ihn Hefferom mit einem harten Auflachen. „Ich denke an die Zeit, wo er Sie zu dem Bergwerk gebracht hat und Sie davon Besitz ergriffen.“

„Es war vollkommen gesetzlich“, bemerkte Deane.

„Vielleicht ja — vielleicht nein“, antwortete Hefferom. „Jedenfalls weiß ich genau und Sie wahrscheinlich auch, daß Sinclair vor sechs Monaten Südafrika verlassen hat mit dem Regierungsdokument, das den Anspruch auf das Little-Anne-Goldbergwerk enthält, in seiner Tasche. Ich streckte

ihm das Geld vor, um die Reise herüber zu machen, und er nahm mich zum Teilhaber."

„Das sind erstaunliche Dinge, die Sie da erzählen", sagte Deane. „Darf ich fragen, wo sich diese wunderbare Urkunde befindet?"

„Sie können fragen," antwortete Hesserom, „aber nicht mich. Gehen Sie lieber zu Rowan. Er weiß es, obwohl er sich in Schweigen hüllt. Er weiß es und Sie ebenfalls! Machen Sie sich nichts daraus, Sie wollen keinen Prozeß — und wir auch nicht."

„Wer ist das „wir"? fragte Deane.

„Miß Sinclair und ich", antwortete Hesserom. „Wir sind Partner in dieser Sache. Ich habe Sie aufgesucht, weil Sie ein vernünftiger Mann sind. Sinclair landete hier mit der Urkunde auf den Anspruch der Little-Anne-Goldmine, die Sie immer als Ihnen gehörig betrachtet haben, in seiner Tasche. Heute ist er ermordet und seine Papiere sind verschwunden. Er wurde von Rowan ermordet, mit dem Sie jetzt befreundet sind. Das ist doch eine nette Geschichte für Zeitungen, ja, es ist mehr als eine Geschichte, Deane —"

„Verstehe ich richtig —" fragte Deane ruhig.

„Sie können verstehen, was Sie wollen", sagte Hesserom. „Ich will mein Geld zurückhaben und große Zinsen dazu. Und dann ist das Mädchen da. Sie sollte heute an Ihrer Stelle sein. Die halbe Little-Anne-Goldmine gehört ihr mit vollem Recht. Es ist an Ihnen zu sagen, wieviel es Ihnen wert ist, dieses Geschäft zu beenden."

„Jetzt", bemerkte Deane verbindlich, „sprechen Sie vernünftig. Aber was ich wissen möchte, ist, wo sich diese wunderbare Urkunde befindet?"

„Oh, vielleicht im Feuer, nehme ich an!" rief Hesserom aus. „Sie und er wissen es. Rowan ist Ihr Werkzeug. Aber er hat Sinclair nicht umsonst umgebracht. Ich wäre bereit zu wetten, daß diese Urkunde verbrannt wurde, aber selbst dann weiß ich ein wenig zuviel, nicht wahr, eh?" Deane zuckte die Achseln. „Sie wissen viel zuviel", sagte er. „Sie wollen mir also zu verstehen geben, daß ich Ihr Stillschweigen erkaufen soll?"

„Nennen Sie es so, wenn Sie wollen," antwortete Hesserom, „aber ich sage Ihnen, daß ich nicht zum Tändeln hergekommen bin. Das ist ein großes Geschäft — für mich und das Mädchen. Sie muß ihren Anteil haben und ich den meinen."

„Und die Höhe des Betrages?"

„Einmalhunderttausend Pfund. Bedenken Sie, daß geteilt werden muß."

„Mit andern Worten," bemerkte Deane, „ich soll Ihr Schweigen in der Angelegenheit, über die Sie gesprochen haben, mit der Summe von hunderttausend Pfund erkaufen?"

„Das ist nicht zuviel", erklärte Hesserom. „Das Bergwerk ist zehnmal mehr wert — das Bergwerk und Ihre Stellung."

„Wenn ich Ihnen diese Summe gebe," fragte Deane, „soll dann die ganze Angelegenheit beendet sein? Sie müssen bedenken, daß ich nicht zugestehe, dieses Dokument, von dem Sie sprechen, je gesehen zu haben. Was geschieht, wenn es in den Händen von jemand anderem auftaucht?" Hesserom lachte ironisch. „Dafür wollen wir Ihnen garantieren", erklärte er.

„Das ist leicht gesagt," wandte Deane ein, „aber ich sehe nicht, wieso. Sehen Sie, ich will vollkommen aufrichtig sein. Ich habe diese Urkunde nicht. Wenn sie noch bestehen und gegen mich angewendet würde, nachdem ich Ihnen diese Summe ausgezahlt habe, stünde ich in einem schlechten Lichte da."

„Das ist nicht im geringsten zu befürchten", sagte Hesserom, „überdies —"

„Überdies, was?" fragte Deane und sah von seinem Schreibtisch auf.

„Es ist ja nicht so, als ob diese Urkunde ein sicheres Anrecht wäre", sagte Hesserom langsam. „Natürlich sind die Gesetze etwas verwickelt. Es gibt Zeugen auf beiden Seiten und man weiß nicht, wie so etwas ausgeht."

„Es würde ein wenig davon abhängen, denke ich", sagte Deane ruhig, „für welche Partei Sie aussagen würden. Ich nehme an, Sie könnten die Urkunde entkräften?"

„Vielleicht könnte ich das", sagte Hesserom barsch.

„Werden Sie es tun", fragte Deane, „wenn die Urkunde gegen mich ausgespielt wird? Bedenken Sie: wenn Sie mir nicht glauben, die Tatsache besteht, daß ich, obwohl ich Rowans Verteidigung gezahlt habe, die Urkunde doch nicht besitze."

Hesserom beugte sich auf seinem Sessel vor. „Hören Sie, Deane", sagte er. „Ich bin nicht hier, um Sie mit diesem wunderbaren Dokument zu bluffen. Vielleicht ist es das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben ist. Jedenfalls hier haben Sie mein Wort. Ich werde dafür sorgen, daß, falls dieses Papier je gegen Sie ausgespielt wird, in fünf Minuten alles erledigt ist."

„Ist die Urkunde eine Fälschung?" fragte Deane.

Hesserom antwortete nicht.

„Oder ist sie veraltet?" fuhr Deane fort.

Hesserom war noch immer schweigsam. „Es besteht keine Notwendigkeit, über diese Dinge zu sprechen", sagte er nach einiger Zeit. „Sie müssen nur das Geld hergeben und alle Ihre Besorgnisse sind vorüber."

Deane berührte eine Glocke, die sich neben ihm befand. „Die Ihren, fürchte ich, beginnen eben", antwortete er.

Der Vorhang rückwärts wurde plötzlich auseinandergezogen. Ein großer magerer Herr kam herein. Deane wandte sich an ihn.

„Inspektor," sagte er, „ich übergebe Ihnen diesen Mann wegen des schamlosen Erpressungsversuches, den er an mir gemacht hat. Sie haben alles gehört, was gesprochen wurde. Ich glaube, ich habe nichts weiter hinzuzufügen."

Er läutete nochmals. Einen Augenblick später kam ein Polizist herein. Hesserom sprang auf, starrte beide an, bleich vor Wut.

„Dies ist Ihr Schachzug, Deane!" rief er aus. „Bei Gott, Sie werden dafür büßen! Sie wagen es, das Gesetz gegen mich anzuwenden — Sie, der Rowan wie einen gedungenen Mörder zu Sinclair geschickt hat, um ihn umzubringen!"

„Eine schwere Verleumdung", antwortete Deane ruhig. „Ich hatte kein Interesse an Sinclairs Leben oder Tod."

„Das ist eine verdammte Lüge!" schrie Hesserom — „wenn Sie jemanden verhaften wollen, Inspektor, verhaften Sie diesen Mann!" schrie er und deutete mit seinem dicken Zeigefinger auf Deane, der, höflich und gut gekleidet wie gewöhnlich, mit einem kleinen Veilchenbukett im Knopfloch dastand. „Ich sage Ihnen, daß er Rowan bezahlt hat, um Bully Sinclair im Hotel Universal zu töten. Ich kann beweisen, daß Sinclair Südafrika vor sechs Monaten mit der Urkunde über das Little-Anne-Goldbergwerk verlassen hat, das dieser Mann wagte wie sein Eigentum um über eine Million Pfund zu verkaufen! Ich kann noch mehr sagen!"

Sie führten ihn, während er noch schrie, aus dem Zimmer. Bei der Türe wandte er sich um. „Bei Gott, Deane, ich werde mit Ihnen abrechnen, ehe viel Zeit vergeht! Sie haben Ihr eigenes Grab geschaufelt! Sie Schuft!"

Deane hörte ihm mit unbeweglicher Miene zu. Endlich gelang es, ihn hinauszuführen. Er hörte, wie er den Korridor hinuntergeschleift wurde und sich die ganze Zeit dagegen wehrte. Dann nahm er wieder seinen Platz ein. „Es ist ein kühnes Spiel meinerseits," sagte er gedankenvoll zu sich selbst, „und dennoch, falls sie wirklich die Urkunde nicht haben, konnte man nicht anders handeln!"

(Fortsetzung folgt.)

Weshalb werde ich nicht braun?

Von Dr. L. H. Kramer.

Im weißen Sonnenstrahl sind bekanntlich alle Farben des Regenbogens enthalten, und verschieden ist auch die Wellenlänge der einzelnen Lichtarten, am größten beim Rot, am kleinsten beim Ultraviolett. Und je größer die Wellenlänge ist, um so tiefer dringen die Strahlen in den Körper ein, am tiefsten also die ultraroten Strahlen. Die Gewebe würden verbrennen, stünde ihnen nicht ein Abwehrmittel zur Seite. Das ist der rote Blutfarbstoff.

Nur diejenigen Strahlen können wirken, die von dem Körper aufgenommen werden. Erscheint unseren Augen ein

Stoff in roter Farbe, so heißt das: Er wirft nur rotes Licht zurück, das übrige dringt in den Stoff ein. Um der zerstörenden Gewalt der ultraroten Strahlen entgegenzuwirken, dazu sind die roten Blutkörperchen da.

Der Abwehrstoff wird nur soweit entwickelt, wie er erforderlich ist. Der Körper, den die Sonnenstrahlen nicht treffen, weil er durch Kleidung verhüllt ist — wie bei dem Stubenhocker — oder gar von dauernder Nacht umgeben wird — wie bei dem Polarforscher —, verfügt nur über geringe Mengen roten Blutfarbstoffes und beginnt schließlich an Blutarmut, Bleichsucht und all den sich daran anschließenden Krankheiten zu leiden. Nur mit Hilfe der roten Blutkörperchen kann in den Organismus der Sauerstoff gelangen, ohne den ein normaler Stoffwechsel unmöglich ist.

Daraus ergibt sich, daß der an einem Mangel des Abwehrstoffes Leidende sich den Sonnenstrahlen aussetzen muß, wenn er die Bildung roter Blutkörperchen erzwingen will. Gierig schluckt die weiße Haut die heiß wirkenden ultraroten Strahlen ein. In Ermangelung einer genügenden Menge roter Blutkörperchen wehrt sie sich gegen das plötzlich übermäßig stark herandringende Licht durch Rötung, die das Zuviel an roten Strahlen zurückwirft. Der sich fühlbar machende Schmerz zeigt an, daß des Guten genug, meist schon zuviel getan worden ist. Die Rötung der Haut geht in Bräunung über, sobald ausreichend rote Blutkörperchen sich gebildet haben und das Innere des Organismus die roten Lichtstrahlen nicht mehr zu fürchten braucht.

Wenn die Organe, die der Erzeugung von rotem Blutfarbstoff dienen, lange Zeit nicht in Anspruch genommen worden sind, müssen sie verkümmern. Es bedarf dann einer mehr oder weniger langen Zeit, bis diese Organe wieder so weit gekräftigt sind, daß sie eine erhöhte, also normale Tätigkeit entfalten können. Auf diesem Umstande beruht es, wenn manche Menschen so schwer oder gar nicht braun werden.

Die Anschauung, daß der Mangel an Eisen für die Blutarmut, Bleichsucht und die anderen damit verwandten Erkrankungen verantwortlich sei, ist fast allgemein als überholt aufgegeben worden.

Gefangene Raubtiere.

Skizze von Klaus Hardenberg.

Allen Leuten auf dem Schiff ging es so: Wenn sie die schlanke Frauengestalt auf dem Deck stehen sahen, die sich um niemand kümmerte und den Blick stets auf das Meer gerichtet hielt, ja dachten sie: Wie schön muß sie sein! Denn die Brise preßte das weite Kleid eng um die Glieder und verriet ihr Ebenmaß.

Doch wenn es den Leuten gelang, der Frau ins Gesicht zu sehen, so kam die Enttäuschung wie ein Schlag. Denn rote Narben liefen wie die Striemen von Peitschenschlägen über Stirn und Wangen herab bis zum Kinn, und der Mund war von ihnen zerrissen.

In diesem zerstörten Gesicht standen zwei traurige Augen. Sie sagten zu jedem, der ihre Sprache verstehen wollte: „Mach' mich nicht zum Gegenstand deiner Neugier. Laß mich allein!" Und die Menschen ehrten den stummen Wunsch, so gern sie auch Näheres über das Schicksal und die Person dieser geheimnisvollen Frau erfahren hätten.

Man sprach natürlich von ihr, wenn man sie nicht in der Nähe wußte: „Wer mag sie nur sein? In der Schiffsliste steht sie als Ellen Klinker, doch scheint es nicht ihr richtiger Name zu sein, denn die Stewardeß sagt, auf ihren Koffern ständen die Buchstaben C. W. Und jeden Mittag, kurz vor dem Essen, das sie allein in ihrer Kabine einnimmt, geht sie aufs Poopdeck, das sonst kein Mensch betreten darf. Angeblich stehen dort Käfige mit Raubtieren. Niemand weiß etwas Genaues, denn die Mannschaft erzählt nichts. Aber es wäre merkwürdig, wollte jemand Raubtiere, vielleicht gar Löwen, nach Afrika bringen. Unheimlich ist dieses Weib, über das niemand etwas Rechtes weiß."

Der Sprecher war eine Frau, und ihre Neugier wurde am gleichen Tage überraschend gestillt. Denn plötzlich stand die Unheimliche neben dem Liegestuhl, in dem die Wißbegerige ruhte: „Ich habe vorhin Ihre Unterhaltung gehört. Ich möchte nicht, daß Sie und die anderen Reisenden sich noch länger den Kopf über mich zerbrechen. Sie haben recht: Ellen Klinker ist nicht der Name, unter dem ich bekannt war. Vielleicht sagt Ihnen Cilly Warrena mehr."

„Cilly Warrena! Die Löwenbändigerin! Unmöglich, man las doch, sie sei von einem ihrer Löwen zerrissen worden!"

„Nur die halbe Wahrheit. Man hatte mich aufgegeben. Aber ich blieb am Leben. Ich sollte nicht sterben, weil ich büßen mußte. Ich habe Tiere, die für die Freiheit geboren waren, in Käfige gesperrt und sie Kunststücke gelehrt, die sie auf eine Stufe mit einem Dummen August stellten. Ich wußte das nicht anders vom Vater her, der mir die Erbschaft hinterließ, und die Leute klatschten Beifall, wenn ich mit meinen Löwen auftrat.

Ich vertraute den Tieren vollkommen, hielt sie für meine Sklaven, bis zu jener Abendvorstellung, wo Galba, mein großer Löwe, plötzlich störrisch war. Ein paar Rufe von mir hätten ihn vielleicht besänftigt. Doch ich weiß nicht, warum ich mit der Peitsche nach ihm schlug. Es sollte wohl so sein. Und dann schien alles zu Ende. Ich weiß noch, daß ich den Prankenschlag im Gesicht spürte, und dann verlor ich die Besinnung.

Ich kann mich noch daran erinnern, daß ich dachte, ich sei mitten in der Nacht aufgewacht und hätte nur einen häßlichen Traum geträumt. Denn es war dunkel. Doch dann hörte ich neben mir eine Stimme, und ich wußte, daß Binden mein Gesicht bedeckten, daß ich in einem Krankenhausbett lag.

„Was wird aus mir?" war meine erste Frage. Die Stimme neben mir wollte mich beruhigen: „Ihre Wunden werden heilen." Ich wagte, es zu hoffen.

Doch dann kam der Tag, da man mir die Binden vom Gesicht nahm, da man mir einen Spiegel gab. Damals wollte ich sterben. Die kaum verheilten Wunden wieder aufreißen. Irgend eine Wahnsinnstat begehen. Die Leute hinderten mich daran, bis ich mich in mein Schicksal gefunden hatte.

Deshalb behielten sie mich auch länger im Krankenhaus, als es meine Wunden vielleicht erforderten. Ich hatte Zeit, nachzudenken, warum das alles so gekommen war. Und dann wußte ich, es sollte die Strafe dafür sein, daß ich stolze Tiere — von uns Menschen zu Sinnbildern des Freiheitswillens erhoben — zu Gefangenen, zu Zirkusnummern herabgewürdigt hatte. Ich wußte, das Schicksal forderte von mir noch eine Sühne, und die erfülle ich jetzt: Ich will meine Löwen in Freiheit setzen. Deshalb fahre ich mit ihnen nach Afrika."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Geschichte der Cilly Warrena auf dem Dampfer die Runde machte. Nicht jeder war mit dem Plan der einst bekannten Tierbändigerin einverstanden; nicht jeder nannte ihn großherzig oder edel. Manche meinten, man hätte die Löwen niederknallen sollen. Andere waren der Ansicht, die Warrena hätte viel Geld sparen können, wenn sie die Tiere einem Zoologischen Garten schenkte. Am meisten aber nahm man es ihr übel, daß sie den Reisenden nicht die Erlaubnis zur Besichtigung der Löwen geben wollte: „Sie sind schon von viel zu viel Menschen begafft worden!" Ein Amerikaner, der sich vorzudrängen versuchte, erlitt die schärfste Abfuhr. — —

Wochen später war Cilly Warrena am Ziel. Mit Bahn und Lastwagen hatte sie die Käfige in die ostafrikanische Steppe bringen lassen, und nun nahm sie Abschied von ihren Tieren. Sie ließ die Schwarzen, die sie begleitet hatten, zurücktreten und öffnete die Gittertüren: „Fort, Galba! Fort Nero! Fort, ihr alle!"

Langsam kam es aus den Käfigen heraus. Zögernd schritten die Tiere in eine Freiheit, die sie nie gekannt hatten. Als ob sie noch nie gesehene Gefahren witterten, schlichen sie in dichtem Rudel durch das Steppengras.

Cilly Warrena sah ihren Tieren nach, bis sie in Büschen untertauchten. Dann wandte sie sich kurz, wie jemand, der einen schmerzlichen Abschied nicht ausdehnen möchte.

Bald darauf konnten die Zeitungen der Kolonie berichten, daß Fräulein Ellen Klinker, besser bekannt unter ihrem Künstlernamen Cilly Warrena, Afrika wieder verlassen habe.

Eine Woche nach ihr fuhr ein anderer Dampfer. Seine Route sollte um das Kap herum nach Newyork gehen. Große Käfige mit Löwen wurden auf dem Deck verstaut. Sie gehörten einem Amerikaner.

In einer schwachen Stunde, die er dem Zusammenhocken mit dem zweiten Ingenieur und einer Flasche Whisky verdankte, verriet der Amerikaner, wie er zu seinen Löwen gekommen war: „Mann, ich wußte ja, was die Warrena mit ihren Tieren anfangen wollte. So bin ich hinter ihr hergefahren. Wäre doch schade gewesen, wenn das Viehzeug, das von Freiheit und Afrika keine Ahnung hatte, da im Busch verhungerte. Ein Kinderspiel, die Löwen einzufangen. Sie kamen von selbst zu den Käfigen, als es Fleisch für sie gab. So habe ich die Tiere nicht erst lange zu jagen brauchen, und dressiert sind sie auch gleich. Prost Freundchen, trinken wir auf das Wohl der Cilly Warrena und auf ihren genialen Einfall!"



Bunte Chronik



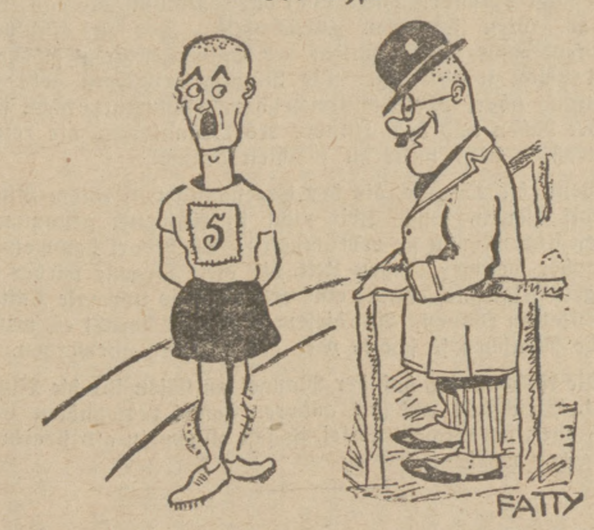
* **Sechs schwarze Bräute des Prinzen von Wales.** Vor einigen Tagen feierte König Georg von England seinen Geburtstag. Zahlreiche Geschenke aus allen Teilen des britischen Weltreiches sind aus diesem Anlaß im Buckingham-Palais eingetroffen. Nach alter Tradition werden an diesem Tage nicht nur der König, sondern gleichfalls die Königin und die Mitglieder des königlichen Hauses beschenkt. Die Zahl der Geschenke, die für den populären Prinzen von Wales eingelaufen sind, war besonders groß. Die englische Presse berichtet bei dieser Gelegenheit über verschiedene Fälle, bei denen der Prinz von Wales durch die ihm zugegangenen Gaben in größte Verlegenheit versetzt worden war. Während seiner letzten Reise durch Afrika erhielt der Prinz von einem Negerhäuptling sechs junge hübsche Negermädchen zum Geschenk. Die schwarzen Schönen wurden unter Eskorte in das Lager des Prinzen geleitet. In seinem Begleitschreiben gab der Negerkönig seiner zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß „der Sohn des weißen Herrschers der Engländer an den sechs Mädchen recht viel Gefallen finden möge." Der Prinz von Wales stand vor einem schwierigen Problem. Die Ablehnung des eigenartigen Geschenks hätte eine schwere Beleidigung des Negerhäuptlings bedeutet. Nach kurzer Überlegung entschloß sich der Thronfolger, dem schwarzen König gegenüber ehrlich zu gestehen, daß es in seinem Lande als unumstößliche Regel gelte, nur eine Frau sein eigen zu nennen. Da aber alle sechs Mädchen schön und anmutig wären, so könne er es nicht auf sich nehmen, eine unter den schwarzen Schönheiten zu wählen, ohne die anderen zu verletzen. Er beschenkte die Mädchen und schickte sie zurück. Zu seiner Freude wurde seine Erklärung von dem Häuptling voll gewürdigt. — Als der Prinz in Dar-es-Salam weilte, entschloß sich eine Engländerin, um ihrer Bewunderung dem Prinzen gegenüber Ausdruck zu verleihen, ihm einen lebenden Panther zum Geschenk zu machen. Sie erschien während des Empfangs in der britischen Kolonie von Dar-es-Salam vor dem Prinzen mit dem gefährlichen Tier an der Leine. Sie glaubte, ihm mit diesem Geschenk eine große Freude zu bereiten. Zu ihrer Enttäuschung sagte der Prinz: „Wenn Sie es gut mit mir meinen, führen Sie Ihr niedliches Kätzchen nach Hause zurück."

*

* **Wieviel Jod ist in der Luft?** Für die Kropfhäufigkeit in gebirgigen Gegenden hat man bislang meist die Jodarmut der Gebirgsluft verantwortlich gemacht. Nach den von Professor Dr. H. Cauer-Gießen gemachten Feststellungen dürfte dies jedoch eine irrige Annahme sein. Denn auch in Höhen über dreitausend Meter enthält die Atmosphäre noch immer Jod, wenngleich nur 0,4 Millionstel Gramm auf das Kubikmeter, was übrigens dem Durchschnitt im Gebirge wie in der Ebene entspricht. Allerdings finden sich in den Kropfgegenden häufige Nebel. Dadurch wird der Jodgehalt der Luft zwar nicht gemindert, aber das Element ist fast vollständig in den winzigen Wassertröpfchen aufgelöst, und vielleicht hat das gelöste Jod eine andere biologische Wirkung als das gasförmige. Jedenfalls findet es sich in der Seeluft häufiger als über dem Festlande. Untersuchungen auf der Nordseeinsel Föhr ergaben, daß der Jodgehalt dort mindestens zehnmal so hoch war wie über dem Kontinent. Bei Seewind konnte sogar mehr als das Dreißigfache des Durchschnittswertes festgestellt werden. Besonders jodreich sind auch die kleinen Tröpfchen Wasser, die sich als Reif oder Tau an die Spitzen der Gräser hängen. Doch verlieren sie diese Eigenschaft sehr schnell. In der Nähe jodhaltiger Quellen wie Bad Kreuznach, Bad Goisern, Bad Hall ist das Element auch in der Luft stärker als im Durchschnitt vorhanden, und zwar pflegen sie diesen um das Fünffache zu übersteigen. Bei dem Gradieren der Sole in Bad Kreuznach werden täglich mehr als 100 Gramm Jod frei.

* Lustige Rundschau *

Der Typ.



„Soll ich Ihnen mal sagen, wie Se bestimmt gewinnen, junger Mann?"
„? ? ?"
„Nu, Se müssen schneller laufen als die anderen!!"

*

Verbotene Atmosphäre.



„. . . Und ich verbiete Ihnen ein für allemal, Ihre Antenne über meinem Garten anzubringen und meine Atmosphäre zu benutzen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg